

Nr. 200. Bromberg, den 4. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(10. Fortsetzung.) ———

„Dacht' ich mir's nicht — Helen! Mir scheint, du bist schon verl . . ."

„Aber Mama, rede doch nicht so! Sei aufrichtig und sage, ob du je so etwas gesehen hast!"

Mrs. Bowlby schluckte eine Portion Gefrorenes, die ihr Inneres für ewige Zeiten vereist hätte, wenn sie keine Amerikanerin gewesen wäre.

Dann kniff sie den Mund zusammen, so daß er ganz im Schatten der Nase verschwand; so geschützt, gab sie zu:

„Nein, wenn du es durchaus wissen willst, ich auch nicht. Aber was nützt es dem Menschen, wenn er . . ."

Allan war unartig genug, zu unterbrechen.

„Oberst Morrel scheint nicht gerade erbaut davon zu sein, mit seinem Schützling hier zu essen, oder was meinen Sie, Mr. Bowlby?"

„Anscheinend nicht," gab Mr. Bowlby zu. „Er ist ein Engländer, und dieses Perlenband und der schwarze Hofdichter gehen ihm auf die Nerven. Wollen Sie um einen Cent wetten, Mr. Cray, daß er sich gesträubt hat, bevor er in dem Triumphzug mitging! Und ich setze meinen letzten Dollar gegen einen Hosenknopf, wenn er sich oft sträubt, dann gibt es Krach. Yussuf Khan sieht aus, als hätte er seinen eigenen Willen, und den zu zähmen braucht es eine Frau, vermute ich."

Mr. Bowlby sah auf seine Uhr.

„Well, Susan, wir müssen aufbrechen, wenn wir zurecht kommen wollen. Sie erinnern sich vielleicht, Mr. Cray, daß ich Ihnen erzählt habe, daß wir beim amerikanischen Gesandten zum Souper geladen sind und wohl erst nach vier Uhr heimkommen werden."

Allan beeilte sich, Mrs. Bowlby, die nach dem Zugeständnis, das sie ihrer Tochter eben in bezug auf das Untier gemacht hatte, etwas verstimmt schien, wieder aufzumuntern.

„Glauben Sie, daß Mrs. Langtrey auch beim Gesandten sein wird, Mrs. Bowlby?"

„Langtreys Frau!" Mrs. Bowlbys Mund kam wieder aus seinem Schlupfwinkel hervor. „Die! Wenn die da ist, dann haben Sie uns in einer halben Stunde wieder hier."

Mr. Bowlby lachte.

„Na, Mr. Cray, wenn Sie nichts anderes vorhaben, so schauen Sie doch in mein Rauchzimmer hinauf und trinken Sie dort einen Whisky, bevor Sie zu Bett gehen. Ist doch immerhin gemütlicher als unten in der Bar, nicht?"

Allan verbeugte sich.

„Sie sind zu liebenswürdig, Mr. Bowlby . . ."

„Keine Zeremonien, junger Freund. Sie gefallen mir, und ich lade Sie ein. Gefielen Sie mir nicht, würde ich Sie nicht einladen. Gehen Sie nur hinauf und machen Sie es sich oben bequem."

„Aber was wird Ihre Dienerschaft sagen?"

„Ich werde Henry schon verständigen. Well, adieu einstweilen, lieber Cray! Ich bin schon neugierig, welche Überraschungen der Maharadscha morgen für uns in petto hat!"

Die Familie erhob sich und nickte Allan zu. Allan sah sie in die Vorhalle verschwinden. Er steckte sich eine Zigarette an und warf einen Blick auf den Tisch des Maharadscha. Oberst Morrels Laune schien während des Mittagessens nicht besser geworden zu sein. Er war krebsrot im Gesicht und richtete hier und da ein Wort, das offensichtlich kein Kompliment war, an den alten Hofdichter, dessen Kenntnisse der verschiedenen Gabeln und Messer bei einem europäischen Galadiner augenscheinlich nicht sehr eingehender Natur waren.

Plötzlich fuhr Allan in dem eigentümlichen Gefühl zusammen, das man manchmal hat, daß jemand einen fixiert. Er drehte rasch den Kopf nach rechts und sah zu seinem Staunen am nächsten Tische Mrs. Bowlbys Erzfeindin, Mrs. Langtrey. Sie saß tief im Schatten einer überhängenden Palme, ihre grauen Augen funkelten in dem Dunkel unter den großen grünen Blättern wie die einer Wildkatze. Hatte sie gehört, was Mrs. Bowlby gesagt hatte? Unmöglich, es zu entscheiden; auf jeden Fall saß sie vermutlich schon eine Weile da, denn sie hatte eine Tasse Kaffee und ein Likörglas vor sich und eine Zigarette zwischen den Fingern.

Allan sah auf seine Uhr. Es war noch halb neun. Da Bowlbys so spät fortblieben, beschloß er, in irgendein Varieté zu gehen. Eventuell konnte man ja später von Mr. Bowlbys Einladung Gebrauch machen. Er winkte dem Kellner, beglich seine Rechnung und verließ den Saal.

Zwei Sekunden, nachdem er gegangen war, gings Mrs. Langtrey.

„Ich bin schon neugierig, was für Überraschungen der Maharadscha morgen für uns in petto hat," hatte Mr. Bowlby im Gehen zu Allan gesagt. Aber weder er noch Allan ahnte, was schon diese selbe Nacht an Überraschungen bringen sollte.

VI

Das Loch in der Wand und das Loch im Boden.

Aus Diskretion — sowohl gegen das Etablissement wie gegen die hochgestellte Person, deren Namen sich auf dem Titelblatt dieses Buches findet — müssen wir das Lokal, das den Rahmen um das sechste Kapitel bildet, mit den fünf ersten Worten benennen, die hier oben stehen. In gewisser Weise weicht dieser Name auch nicht sehr von dem wirklichen Namen ab; und wer London gut kennt, kann vielleicht herausfinden, was für ein Lokal wir meinen und wo Allan Kragh gewisse wunderliche Abenteuer in der Nacht zum 16. September erlebte.

Als Allan das Grand Hotel Hermitage nach halb neun verließ, hatte er keinen bestimmten Plan für den Abend. Er schlenderte nach Leicester Square hinunter, ging ins Empire und sah eine Vorstellung, die aufs Haar allen anderen Varietévorstellungen glich. Sie bereitete ihm keinerlei Enttäuschung, aber, wie ein hervorragender Schriftsteller von der Zigarette, dem Typus des Genusses sagt — sie reizte ihn und ließ ihn unbefriedigt. Er empfand das, was

er so oft bei den Eskapaden der Studentenzeit empfunden und was ihn schon soviel Geld gekostet hatte, eine ausgesprochene Unlust, nach Hause zu gehen. Er bog in eines der Gäßchen hinter dem Empire ein, schlenderte da aufs Geratewohl herum, ohne irgend welche Angst vor den Typen, die das Londoner Abendleben bot, und ohne die zweifelhafte Beleuchtung weiter zu beachten. Wenn wir sagen würden, daß er sich dabei beobachtet oder verfolgt fühlte, so wäre dies eine Unwahrheit; aber trotzdem ist es, wie die Fortsetzung zeigen wird, Tatsache, daß er seit dem Verlassen des Hotels beobachtet und verfolgt und mit infernalischer Geschicklichkeit gerade an jenen Ort gelotst wurde, wo man ihn haben wollte. Urplötzlich befand er sich in, ja, in der Straße, in der „Das Loch in der Wand" gelegen ist. Er blieb vor der diskret beleuchteten Fassade stehen, die irgendeinem kleinen Café in kontinentalem Stil anzugehören schien. Sollte man nach Hause gehen und Mr. Bowlbys Einladung Folge leisten oder nicht? Ein anderer Herr tauchte plötzlich auf, öffnete die Tür zum Loch in der Wand und blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen; Allan sah im Flug einen Raum, der einladend aussah, und faßte seinen Entschluß. Fast in den Fußstapfen desjenigen, der die Türe geöffnet hatte, trat er ein, nachdem er auf seine Uhr gesehen. Sie zeigte zwanzig Minuten über elf.

Das „Loch in der Wand" erwies sich als eine Kombination von englischer private bar und kontinentalem Café, dem Aussehen nach überaus respektabel. Ein mattglänzendes Mahagonibüfett in Halbmondsform wölbte sich um die rechte Längsseite des Raumes, dahinter thronten drei diskret gekleidete Barmaids. Alle schön, aber von ebenso respektablem Aussehen wie die Bar, in der sie figurierten. Die linke Hälfte des Raumes hatte Korbstühle und kleine Tischchen. Da war ein offener Kamin, augenblicklich unbenutzt, und ein Tischchen mit Zeitungen und Zeitschriften. Die Beleuchtung war ebenso diskret und angemessen wie die übrige Einrichtung.

Für den Augenblick waren sämtliche hochbeinige Stühle an der Bar von Herren in Frack und weißer Krawatte besetzt, die offenbar, so wie Allan, auf dem Heimwege vom Theater oder von einer Gesellschaft einen Blick hereingeworfen hatten. Der Mann, der unmittelbar vor Allan eingetreten war, saß an einem der kleinen Tischchen. Allan ließ sich am Nebentisch nieder, bestellte einen Whisky und gab sich der Betrachtung der drei schönen Barmädchen hin. Die eine von ihnen war von schwedischem Typus, mit länglicher Kopfform, schmalem Gesicht und hellblauen Augen. Allan, der eben den ersten Schluck von seinem Whisky getrunken hatte, fühlte sich mit einem Male heimisch und verspürte die Lust, mit jemand zu plaudern. Er wendete sich seinem Nachbar am nächsten Tisch zu und fand, daß dieser ihn beobachtete. Allans Wunsch gleichsam zuvorkommend, beugte er sich lächelnd vor und sagte auf deutsch:

„Entschuldigen Sie, wenn ich mich vielleicht irre, aber sind wir nicht Landsleute?"

Allan hatte jetzt lange Zeit immer nur englisch gesprochen und empfand es als eine angenehme Abwechslung, einmal eine andere Sprache zu reden. Er schüttelte den Kopf:

„Nein, ich bin kein Deutscher, aber ich spreche Ihre Sprache. Sie finden, daß ich deutsch aussehe?"

Der Fremde fuhr fort, ihn zu mustern.

„Hm, vielleicht ja, bei näherer Betrachtung vielleicht nein. Sie haben etwas Unenglisches . . . ich weiß nicht recht was, und ich bildete mir ein . . ."

Allan nickte.

„Es ist nicht das erstemal, daß ich für einen Deutschen angesehen werde. Aber das vorige Mal war es nicht gerade angenehm!"

„Wieso? War es in Frankreich?"

„Nein, in Deutschland."

„Aber wirklich? In Deutschland kann es doch keine Unannehmlichkeiten verursachen, für einen Deutschen gehalten zu werden. Das ist ja nur sehr schmeichelhaft für Ihre Sprachenkenntnisse."

„Es war leider in anderer Beziehung weniger schmeichelhaft. Die Sache verhält sich nämlich so, daß ich für eine bekannte, ja allzu bekannte Persönlichkeit gehalten wurde, von der ich nicht weiß, ob Sie sie kennen, nämlich Benjamin Mirzl. Ja, ich wurde sogar als er angehalten."

„Von der Polizei? Als Benjamin Mirzl?"

„Allerdings, und mußte fast zwei Tage für Herrn Mirzl sitzen. Sie kennen diesen Mirzl also?"

„Wer kennt Mirzl nicht dem Namen nach? Und da Sie für ihn gehalten wurden, weiß ich jetzt also, wie er ausschaut."

„Er wird wohl nicht lange dasselbe Aussehen beibehalten, damit können Sie also nicht so sicher rechnen. Trinken Sie etwas?" fügte Allan hinzu, tief wurzelnden nationalen Instinkten folgend.

Der Fremde lachte.

„Mit Vergnügen, danke, Herr Mirzl."

Allan lachte.

„Ich glaube, Sie können ebensogut Mirzl sein, wie ich. Zwei Whisky mit Soda, please!"

Sein Gegenüber schob seinen Stuhl näher heran. „Wollen Sie nicht diese Geschichte mit Mirzl erzählen?" sagte er. „Wenn es kein allzu schmerzliches Thema für Sie ist!"

„Keineswegs. Mirzl ist vielleicht ein Schurke . . ."

„Sicherlich! Ich kann Ihnen später einiges darüber erzählen."

„. . . Aber wenigstens ein Schurke, der sein Handwerk versteht, — Sie werden es aus meiner Erzählung ersehen — und der Humor hat. Ich bin ihm gar nicht böse, daß er mir mein ganzes Gepäck gestohlen hat und mich zwei Tage für ihn im Arrest sitzen ließ!"

„Er hat Ihr ganzes Gepäck gestohlen? Und Sie sind nicht böse! Sie sind wirklich freisinnig. Erzählen Sie doch!"

Allan stärkte sich aus dem Glas und wiederholte noch einmal die Geschichte, mit der er schon die Familie Bowlby erquickt hatte. Der Fremde horchte mit weit offenen Augen und stieß hier und da einen Ausruf aus. Als Allan zu Herrn Mirzls Ausbleiben vom Rendezvous in Leicester Lounge kam, zur Zurückgabe der Koffer und dem vergeblichen Versuch, den Dienstmann aufzuspüren, fing er so zu lachen an, daß es in der Bar widerhallte. Als Allan geschlossen hatte, beugte er sich mit Tränen in den Augen vor.

„Ein Dienst ist des anderen wert," sagte er. „Ihre Geschichte ist das Tollste, was ich seit langer Zeit gehört habe. Haben Sie heute abend Zeit, so möchte ich Ihnen etwas zeigen, das, wie ich glaube, Ihnen ein bißchen Spaß machen wird, da Sie neu in London sind. Haben Sie Lust?"

Allan sah auf seine Uhr. Es fehlten zehn Minuten auf zwölf.

„Ich glaubte, man schließt um diese Zeit überall in London?"

„Man schließt spätestens um eins, aber nicht überall. Es gibt Orte . . . hier zum Beispiel."

„Hier! In dieser kleinen Bar! Ich finde, es sieht so aus, als ob der Barmann sich schon anschicken würde, uns hinauszubefördern."

„Das würde er auch mit Ihnen tun, wenn Sie allein wären. Aber zufälligerweise gehöre ich zu den Eingeweihten."

„Aber in dieser kleinen Bar sitzenzubleiben . . ."

„Urteilen Sie nicht nach dem äußeren Schein, junger Mann. Nur bei den Römern war der Eingang zum Avernus leicht. Hier muß sogar der Eingang zu einer Taverne schwer sein."

Der Fremde lachte herzlich über sein eigenes philologisches Wortspiel und ging zur Bar, wo der Bartender — ein dicker glattrasierter junger Mann von dem Aussehen eines Wettrenntrainers — jetzt allein war und die Kasse überzählte. Die drei schönen Barmädchen waren verschwunden. Allan sah seinem neuen Bekannten interessiert nach. Es war ein kleiner, ziemlich untersetzter Herr mit glänzendem, schwarzem Haar und jener, beinahe blauvioletten Gesichtsfarbe, die vom vielen Rasieren kommt und bei Schauspielern nicht selten ist. Nun kam er zu Allan zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lächeln der Achima.

Skizze von Wolfgang Federau.

Achima von Sternberg hatte ihn zuerst gesehen... Noch lag in den blauschwarzen Haaren der Georgierin, die Baron von Sternberg auf seinen Forschungsreisen im Süden kennengelernt und nach dem rauhen Norden Livlands verpflanzt hatte, der süße Duft einer zärtlichen Stunde, noch zitterten die schmalen, blassen Hände in leiser Erregung, als sie dem General Alexander Dobrowolski den Tee eingoß — da fühlte sie unter den gesenkten Lidern, daß ein anderes Auge in dem ihren brannte und wußte, daß es ihres Mannes Auge war.

Sie wandte ihr schönes Antlitz, das rein und unschuldig aussah wie das eines Engels der Türe zu und lächelte ernst und traurig, ohne zu erschrecken. Baron von Sternberg stand dort, beide Hände leise auf den Türrahmen rechts und links stützend und sah seine schöne Frau an, die von der brennenden Lampe mit einem rötlichen, zarten Schimmer überhaucht war. Auch er lächelte. Der Raum zwischen den beiden Menschen dehnte sich zu einer Unendlichkeit, und beide wußten in dieser Sekunde, daß sie sich nie mehr geliebt, nie mehr gehaßt hatten und daß es in ihrem Leben keine größere Qual mehr geben konnte, wie dieses schweigende Lächeln.

Achima nahm mit der spielerischen Grazie edler Selbstverständlichkeit eine dritte Tasse von dem neben ihr stehenden Anrichtetisch, füllte sie mit Tee und stellte sie mit schüchtern einladender Handbewegung auf den leer gebliebenen Platz ihr gegenüber.

Jetzt erst erblickte Dobrowolski den Hausherrn. Sein von Gesundheit und übermäßigem Alkoholgenuß rotes Gesicht wurde plötzlich aschfahl, Angst züngelte in seinen glasig gewordenen Augen auf und mit einem unartikulierten Laut sprang er empor, daß der Stuhl geräuschvoll zu Boden schlug.

„Ich habe die Ehre", sagte Dobrowolski stammelnd und streckte dem Anderen die Hand entgegen. Sternberg hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt und blickte den anderen mit verbindlichem Lächeln an. Er war schlank und sehnig, der General stämmig, breit, ein Hüne an Größe und Körperkraft. Dennoch schien es plötzlich letzterem, als müsse er zu Sternberg emporsehen, der da so ungezwungen und gleichmütig, in der korrekten Haltung des wohlerzogenen Gentleman vor ihm stand.

„Herr General", sagte Sternberg und seine Stimme war ruhig, als spräche er über alltägliche Dinge. „Herr General, ich weiß die Ehre zu schätzen, die Sie meiner Frau, mir und diesem Hause durch Ihren unerwarteten Besuch angetan haben. Ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Ihnen aus solcher Nähe ins Auge sehen zu dürfen. Ich bedaure nur, daß wichtige Geschäfte mich verhinderten, Sie bei Ihrer Ankunft zu begrüßen. Ich hoffe jedoch, daß meine Frau nichts verabsäumt haben wird, Sie angemessen zu empfangen."

Dobrowolskis anfängliche Verlegenheit verschwand so rasch, wie sie gekommen war, und er hatte sich in wenigen Sekunden wieder völlig in der Gewalt. Klang da irgendein ironischer Unterton in den Worten Sternbergs mit? Nichts davon. Das alles war vollkommen aufrichtig und ehrlich gemeint, wie es gesprochen war. So konnte kein Mensch heucheln. „Dummer Deutscher", dachte Dobrowolski und laut sagte er:

„Ich vermutete Sie in Dorpat, 140 Werst von hier. So erschrak ich, als Sie so plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, vor mir auftauchten. Verzeihen Sie die Anwesenheit des ungeladenen Gastes."

„Ich muß mich entschuldigen, Herr General, ich vermutete niemanden in diesem Zimmer zu so später Stunde, ich hätte sonst nicht verabsäumt, mich vorher bemerkbar zu machen. Doch ich fürchte, meine Frau wird ungeduldig. Wollen wir sie also nicht zu lange warten lassen."

Die Georgierin hatte dem Wortwechsel der beiden Männer zugehört, ohne auch mit der Wimper zu verraten, was in ihr vorging.

Die Herren nahmen Platz. Und plötzlich fiel das Schweigen über die drei Menschen, wie das Dunkel des Abends über die Erde fällt. Dem General schien es mit einem Male, als ob das Licht dunkler brenne, und als er vergeblich die Ecken des großen Zimmers mit seinen Blicken zu durchdringen versuchte, kroch ihm ein Frösteln über den breiten Rücken, daß er erschauerte. Hilfesuchend, fast demütig sah er auf die Frau an seiner Seite. Ihre Augen ruhten groß und still auf dem blassen Antlitz ihres Mannes, dessen hohe, kluge Stirn weiß und drohend aus dem dämmernden Schatten herausleuchtete.

Und immer noch umspielt ihre Lippen das furchtbare, grauenhafte Lächeln, das den General nervös machte und beunruhigte.

„Seit mich vor fünf Jahren meine Forschungen nach dem Süden, nach dem Kaukasus und Georgien führten, habe ich eine ähnlich wilde und traurige Nacht nicht erlebt." Die Worte Sternbergs brachen durch die Dämmerung wie Schwerter. Dobrowolski wollte antworten, irgend etwas Gleichgültiges sagen, um nur endlich ein Gespräch in Fluß zu bringen. Aber dann sah er den Baron an, das Wort erstarb ihm auf der Zunge, er biß sich auf die Lippen und schwieg.

Sternberg griff wie im Spiel in seine Tasche. Als er die Hand herauszog, hielt er darin einen Dolch, eine schmale, feine Waffe, Griff und Scheide in den seltsamen, bunten, kaukasischen Arabesken, die dort üblich sind, reich mit Edelsteinen ausgelegt, ein kostbares Stück.

„Wie kommt das Ding da nur in meine Tasche?" murmelte er vor sich hin, dennoch so laut, daß Dobrowolski jedes Wort verstand.

„Auch eine Erinnerung an jene seltsame Zeit", fuhr er dann lauter fort und blickte den General fest an. „Geschenk eines Gastfreundes, eines Häuptlings, der wußte, was er jenem schuldig war, der seine Freundschaft und den Schutz seines Zeltes genoß. Seltsame Ehrbegriffe gibt es da unten, seltsame Sitten."

Mit entschuldigendem Lächeln, mit der Gebärde eines spielenden Kindes ließ der Baron die Schärfe des Dolches über den Tisch gleiten — die weiße Damastdecke war zerschnitten und das dunkelgebeizte Eichenholz wurde darunter in schmaler Spur sichtbar.

Und Achima lächelte... Mit einer wunderlichen und unvermittelten Geste schleuderte Sternberg das Messer von sich. Die Waffe fiel auf den Platz des Generals, der aufschrak und mit schmerzlich zusammengezogener Stirn in die zarte Tasse stierte, die in seinen breiten Händen zitterte.

Die weiße, schmale Hand der Frau glitt über die Decke, wie eine Katze, bis ihre Finger die Waffe fühlten und zögernd mit ihr spielten.

Da ließen die Augen des Barons zum ersten Male nach langen, bangen Minuten den General los und ruhten voll und schwer auf der kindlich-schmächtigen, süßen Gestalt der Frau, die er geliebt hatte, wie nur ein Mensch den anderen lieben kann. Sie erwiderte seinen Blick, und Scham, Liebe, Verehrung, Reue, Haß und Stolz — das alles lag in der Art, wie sie ihn ansah. Die Seelen der beiden Menschen züngelten durcheinander wie Flammen und das Lächeln fiel von Achimas Lippen wie eine Maske.

„Es hat einen eigenartigen und besonderen Reiz", sagte da wieder der Baron und seine Stimme wurde dunkel und weich — „die Wandlung zu verfolgen, die irgendwelche ethischen Begriffe bei den verschiedenen Rassen, Völkern und Individuen durchmachen. Wollen Sie mir glauben, Herr General", — seine Stimme hob sich plötzlich und wurde scharf und schneidend — „daß in Georgien eine Frau, die sich soweit vergißt, daß sie sich einmal einem Anderen als ihrem Gatten, einem Fremden hingibt, daß eine solche Frau, sage ich, wenn sie erst einmal erkennt, daß sie ihre Ehre verloren hat, sich plötzlich besudelt und beschmutzt fühlt durch diesen Anderen, daß sie denselben Mann, den sie eben noch zu lieben glaubte, mit einem tötlichen Haß umfängt und nicht eher zur Ruhe, zu ihrer letzten Ruhe kommt, als bis jener gestorben ist, an den sie sich soeben noch verschwendete? So seltsam sind die Frauen in Georgien."

Der Baron hatte den General Dobrowolski nicht angesehen, während er dieses sagte. Auch jetzt mied ihn sein Blick, der immer noch sich in die Frau ihm gegenüber hineinbohrte. Jetzt, emporgerissen von einer unwiderstehlichen, geheimnisvollen Kraft, sprang Achima auf, beugte sich tief über den General, der sie mit schreckhaft aufgerissenen Augen anstarrte, als wäre sie irgendeine furchtbare, mysteriöse und entsetzliche Erscheinung — es war, als wollte sie sich auf den Mann, der eben noch ihre Zunei-

gung gehabt hatte, stürzen, wie ein Tiger sich auf seine Beute wirft — — da hob Sternberg die Hand — und sie erstarrte in ihrer Haltung.

„Es stirbt sich schwerer von eigener Hand", sagte der Baron und klirrend ließ die Frau den Dolch vor den Platz des Generals auf den Tisch fallen.

Gewaltsam suchte Dobrowolski die Last dieser dunklen Stunde von sich abzuschütteln. „Ein Ende mit dieser Komödie, um jeden Preis ein Ende", lachte er; mit einem wilden Fluch sprang er auf, die Hand fuhr in die Tasche, und als er sie herausriß, schlug eine Pistole ihr wimperloses Auge zu Sternberg auf. Einen Augenblick nur — dann stürzte der General mit schwerem Röcheln zu Boden, mitten ins Herz getroffen von dem schlanken tödlichen Stahl. Die verirrte Kugel schlug harmlos ins Gebälk, ein wenig Putz fiel mit klickerndem Geräusch hernieder — und dann wurde es ganz still.

Nach zwei, drei bangen Minuten löste sich die Gestalt Achimas aus ihrer versunkenen Stellung und mit langsamen, schleppenden Schritten ging sie auf ihren Gatten hinzu, der sich während der ganzen Szene nicht vom Stuhl erhoben hatte. Scheu sank Achima in die Knie, barg ihr schönes, edles Haupt in seinen Schoß und küßte inbrünstig seine Hand.

„Lebe wohl," sagte Achima und erschauerte, als ob sie fröre.

„Lebe wohl", sagte auch der Baron und seine Rechte glitt wie in flüchtiger Liebkosung über das dunkle, weiche Haar der Frau.

Achima ging zur Tür. Noch einmal drehte sie sich um. Sternberg folgte ihr mit seinen Blicken. Da sah sie in seinen harten, stolzen Augen eine einzige helle Träne blinken.

Und Achima von Sternberg lächelte zum anderen Mal.

Die schweren, dunklen Vorhänge fielen hinter ihr zusammen. Sternberg blieb zurück — er saß auf seinem Stuhl, stumm und regungslos, wie die Leiche zu seinen Füßen.

Nach einer Stunde etwa klingelte er seinen Diener aus dem Schlafe. Der hatte von dem Schuß nichts gehört — aber das Klingeln seines Herrn weckte ihn. Mit verstörtem Gesicht blickte er auf den Toten, der mit gebrochenen Augen noch immer auf dem Teppich lag.

„Iwan", befahl Sternberg, und es war kein Zittern in seiner Stimme, „hole den Kreischef. Ja — und dann bestimme ich, daß die Leiche meiner verstorbenen Frau in der großen Halle aufgebahrt und heute in drei Tagen unter der alten Eiche im Vorgarten bestattet werden soll. Weiter habe ich nichts mehr zu befehlen . . ."

Der französische Aristokrat als Indianerhäuptling.

In dem undurchdringlichen Gewirr von Bäumen des Urwaldes sind unendliche Geheimnisse verborgen. Dort leben Volksstämme, die noch niemals ein Weißer gesehen hat und von deren Lebensweise und Sitten wir nur aus phantasievollen Büchern etwas erfahren haben. Denn die Eindringlinge in diese furchtbare Waldnis Amerikas haben in den meisten Fällen keinen Ausweg mehr gefunden. Tückische Indianer haben sie getötet, oder sie sind eine Beute wilder Tiere geworden. Die meisten aber haben die schwarzen Sümpfe, in denen die gefährlichen Tiere leben, verschlungen. Der Busch hat darüber geschwiegen.

Seltsam aber sind die Wege des Schicksals und ein aus Kolumbien nach Prag zurückgekehrter Forschungsreisender hat in den Tiefen des Urwaldes eine höchst seltsame Begegnung gehabt. Er erzählt, daß er in einem Flußdampfer den Sankt Magdalenenfluß aufwärts fuhr und an ein Lager von Indianern des Stammes Guihaba kam. Sie waren außerordentlich friedliebend und verscheuchten bald sein Mißtrauen. Sie sprachen ziemlich gut Spanisch und luden ihn zu ihrem Lagerfeuer und zu gebratenem Fleisch ein. Unter den Männern des Stammes befand sich ein Mann von etwa 40 Jahren, der sich auffallend von den Indianern unterschied. Er hatte eine merkwürdig helle Hautfarbe und sah außerordentlich intelligent aus. Als der Forscher mit ihm ins Gespräch kam, offenbarte er ihm seine Lebensgeschichte, die wie ein seltsamer Roman klingt.

Während der Februarrevolution des Jahres 1848 in Paris gelang es einem Adligen zu entfliehen. Unter tausend Gefahren und Mühen glückte es ihm, die Küste zu erreichen und sich zu verbergen. Nach tagelangem Warten fand er ein Schiff, das nach Südamerika segelte. Wochen später landete der Flüchtling in Kolumbien.

Heimatlos zog er durch die wilden Urwälder und ohne Hoffnung ins Innere des Landes. Der Stamm der Guihaba nahm den weißen Fremdling freundlich auf. Monate nachher lebte er mit den Indianern wie ein Stammesangehöriger und ein Jahr später nahm er eine Tochter des Häuptlings zur Frau. Als der Häuptling starb, wählten die Indianer den Schwiegersohn des Häuptlings zu seinem Nachfolger. So wurde er, der französische Marquis — ein Indianerhäuptling!

Zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen der Ehe des weißen Häuptlings. Als die Söhne 18 Jahre alt waren, schickte sie der Vater nach Paris. Dort sollten sie das Leben Europas studieren, sich bilden. Nach drei Jahren kamen die Söhne aus Frankreich, aus der großen Seine-Stadt zurück in die Wildnis, in den kolumbischen Urwald, wo sie aufgewachsen waren. Sie legten die europäische Zivilisation wieder ab und trugen wieder ihren einfachen Lendenschurz. Einige Zeit später nahmen sie indianische Mädchen zu Frauen. Und einer dieser Söhne des französischen Adligen war der Mann am Lagerfeuer, der seine seltsame Lebensgeschichte erzählte.

Romantik vergangener Zeiten, die in unsere nüchternen Tage hineinragt . . .



Bunte Chronik



* **Ein Huhn fliegt 600 Meter . . . tief.** Den Flugrekord für Hühner hält mit 600 Meter eine Henne aus Kalifornien, wenngleich es diese für ein Huhn recht bemerkenswerte Leistung nur unfreiwillig ausführte. Ein Flieger hatte die wackere Eierspenderin in seinem Flugzeug in die Lüfte entführt und, als die angegebene Höhe erreicht war, sie zum Scherz über Bord geworfen. Die Sache ging gut, das Huhn erreichte nach längerem „Gleitflug" wohlbehalten in der Nähe von Santa Monica die sichere Erde. Seiner Freude über die glückliche Durchführung des tollkühnen Unternehmens gab das Tier dann in eigenartiger Weise Ausdruck. Es trippelte zunächst einen Augenblick unruhig umher, begann lustig zu gackern und legte alsbald ein prächtiges Ei. Der durch das Gackern aufmerksam gewordene Bauer fand an einem Bein der unerwarteten Bereicherung seines Hühnerbestandes einen Zettel mit den Worten: „Dies Huhn wurde aus einer Höhe von 600 Metern aus einem Flugzeug geworfen. Der Finder darf es behalten."

*

* **„Selbsterlebtes."** Reisebeschreibungen sind heute sehr beliebt, und wenn ein Buch noch dazu von spannneden Abenteuern in fernen Ländern berichten kann, so ist sein Erfolg sichergestellt. Die Leserschaft setzt natürlich voraus, daß der Verfasser die Dinge, die er aufstischt, auch tatsächlich erlebt hat. Diesen Umstand hatte sich Miß Triplett, die Autorin einer recht abenteuerlich anmutenden Selbstbiographie, anscheinend zu Herzen genommen, denn sie leitete ihr Buch, in welchem sie ihr Leben an Bord eines die ganze Erde umfahrenden kleinen Seglers schilderte, mit den Worten ein: „Die reine Wahrheit ist das Erste und Letzte, was der Verfasser eines Abenteuerbuches beachten muß." Unter diesen Umständedn versprach das neue Werk allen Erfolg, wenn auch manche Kritiker, die etwas von Seemannsleben und Seemannssprache verstanden, den Kopf schüttelten. Das Urteil über das Buch war aber mit dem Augenblick gesprochen, da entdeckt wurde, daß eine photographische Aufnahme, die den Kajütenjungen an Bord des Seglers darstellen sollte, niemand anders zeigte, als den Ozeanflieger Chamberlin.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.